

MANDY LEN CATRON

Verliebe dich



in wen
DU
willst

HERDER

Beachtung, aber wenn das Publikum aufsprang, war ich auch dabei, um zu sehen, wie sich unser Team der Torlinie näherte. Ich wollte gewinnen, weil ich immer gewinnen wollte, und weil es mir gefiel, nach dem Spiel mit meiner Mutter und meiner jüngeren Schwester Casey ins Clubheim zu gehen und den verschwitzten Schaumgummigeruch des Sieges zu atmen. An diesen Abenden durften wir länger aufbleiben, Käsesalat und Wackelpudding essen und fernsehen, während die Trainer und ihre Frauen in irgendeinem Partykeller eines Nachbarn Bier tranken.

Die Ränge im Stadion waren fast immer gut gefüllt, auch wenn die gegnerische Mannschaft von weit jenseits der Hügel kam, denn im Südwesten von Virginia ging man eben Freitagabends zum Football. Ich liebte die ganze Zeremonie: das Gebet, die Nationalhymne und die Nachrichtensender mit ihren Kameras. Das Dröhnen des Ansagers, während die Jungs aufs Feld liefen. Ich liebte den Geruch von Grasflecken und Pepperoni, und das Beben der Tribüne, wenn das Publikum vor dem Anstoß immer schneller mit den Füßen stampfte, um die Spannung zu steigern. Ich liebte die Uniformen und Schwenks des Trommelcorps, und die wirbelnden Farben der Fahنشwinger. Dass ich Cheerleaderin werden würde und so bald wie möglich meinen Platz in diesem allwöchentlichen Schauspiel einnehmen würde, war von Anfang an völlig klar.

»Für mich war es das Größte, zum Spiel zu gehen«, sagte meine Mutter später über ihre Schulzeit.

Meine Mutter war als Kind nie allein. Nie kamen Freunde zu Besuch. Die einzigen Orte, zu denen sie ging, waren die Schule, die Kirche, Verwandte und der Friedhof, wo sie Seidenblumen auf die Gräber der Veteranen legte. (Auf dem Friedhof wurden auch die Familienfotos geschossen, die Kinder aufgereiht wie die Orgelpfeifen.) Football bedeutete, dass sie nun etwas anderes erleben und mit ihren Freundinnen unternehmen konnte. Bei Auswärtsspielen kam sie aus den Hügeln heraus und übernachtete mit den anderen in einem Hotel.

Wenn man diese Welt nicht kennt, könnte man denken, dass der Football an der High School lediglich eine Art Hintergrundkulisse für die Liebesgeschichte meiner Eltern abgab. Das kann ich inzwischen sogar nachvollziehen. Seit ich in Kanada lebe, ist Football komplett aus meinem Leben verschwunden. Ich gehe nicht ins Stadion und schaue mir auch im Fernsehen keine Spiele an, auch wenn mir mein Vater oft per SMS Fotos von Virginia Tech schickt. Aber als ich jünger war, war die Liebe – die Liebe meiner Eltern, die Liebe unserer Familie und unser gemeinsamer Alltag – untrennbar mit Football verbunden. Für mich war Football der Stoff, aus dem unsere Familie gemacht war.

Als Kind sagte ich oft zu meiner Mutter: »Erzähl mir, was du gemacht hast, als du so alt warst wie ich.« Aber ihre Antworten waren immer dieselben: Es gab nicht viel zu erzählen. Sie hatte nie so schöne Sachen gehabt wie ich und Casey. Wir hatten es so gut – war uns das eigentlich bewusst?

Ich glaube nicht, dass sie sich damit um eine Antwort drücken wollte. Sie erkannte nur nicht, dass gerade das, was ihr so alltäglich vorkam, für mich so faszinierend war: die Schotterwege, die sich durch die Bergtäler zogen. Die Männer, die unter Tage arbeiteten

und dort – was genau taten? Schürfen? Ich wollte wissen, wie es war, in einer Hütte aus vier Räumen in den Bergen zu wohnen und mit sieben Geschwistern in einem Zimmer zu schlafen.

Mein Vater machte manchmal Witze über die Kindheit meiner Mutter. Er sagte mir, der Film *Nashville Lady* handele in Wirklichkeit von ihr und behauptete, er habe ihr damals ihr erstes Paar Schuhe besorgt.

Meine Mutter erzählte mir, sie habe Glück gehabt, wenn sie zum Mittagessen einen Moon-Pie-Keks und eine RC Cola bekam. Sie war so dürr, dass die anderen Kinder sie aufforderten, sich seitlich hinzustellen, die Zunge herauszustrecken – und sie dann Reißverschluss nannten.

Ich war zu jung um wirklich zu verstehen, was Armut war. Ich glaubte damals noch, dass arme Leute glücklicher waren als wir, weil mir eine Welt, in der jemand arm *und* unglücklich sein konnte, zu grausam schien, um wahr zu sein. Es kam mir nie in den Sinn, dass die Vergangenheit etwas war, über das meine Mutter lieber nicht sprach.

Als ich älter wurde, fragte ich meine Mutter nicht mehr nach ihrer Vergangenheit, sondern reimte mir ihre Geschichte anhand von Einzelheiten selbst zusammen. Einmal erwähnte sie, dass sie immer mit einem Jeep zur Universität fuhr. Oder sie zeigte mir, wie man Omas Maisbrot backt. Einmal sah sie sich meine Baggy Jeans an und erzählte mir, zu ihrer Schulzeit hätten Mädchen so enge Jeans getragen, dass sie sich aufs Bett legen mussten, um den Reißverschluss schließen zu können. Außerdem hingen überall im Haus Fotos: Sie und ihre Schwestern auf einer Schaukel, ihre Eltern – jung und schlaksig – engumschlungen am Meer, die acht Kinder wie die Orgelpfeifen neben einem Grabstein.

Tatsächlich hat mir niemand je von Anfang bis Ende erzählt, wie sich meine Eltern kennenlernten und ineinander verliebten. Dass es diese Geschichte gibt, ist nur mir zu verdanken. Ich bin die Autorin und Hüterin dieser Erzählung, ich habe sie aus Bruchstücken zusammengesetzt und mit Intuition und Kombinationsgabe die Lücken geschlossen. Ich weiß längst nicht mehr, was ich wirklich gehört und was ich hinzuerfunden habe.

»Connie hat gesagt, er ist ein Arschloch, und hat sich geweigert, ihn zu interviewen«, sagte meine Mutter mir eines Tages. »Also hat sie mich losgeschickt.«

Da ich alt genug für das Wort »Arschloch« gewesen sein muss, kann es nicht das erste Mal gewesen sein, dass sie mir davon erzählte. Doch das ist für mich bis heute der Anfang der Geschichte: ein Interview mit einem Arschloch. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals anders anfing, und wenn ich die Geschichte erzähle, betone ich das Wort »Arschloch« immer ganz besonders. Das tue ich vermutlich deshalb, weil es so komplett unpassend ist als Beschreibung für meinen Vater. Mein Vater war und ist so liebenswürdig und beliebt, dass ich als Kind nur ungern mit ihm zum Einkaufen fuhr, weil ich wusste, dass er zwischen den Supermarktregalen unweigerlich Bekannte treffen und in lange Gespräche verwickelt werden würde. Selbst wildfremde Menschen – Kassiererinnen, Reiseführer oder meine Freunde, die ich ihm vorstelle – sind sofort begeistert von ihm.

Mag sein, dass er mit zweiundzwanzig noch die Arroganz des Uni-Sportlers hatte oder

die Ernsthaftigkeit eines jungen Mannes, der in seiner Position zum ersten Mal Autorität ausstrahlen musste. Mag sein, dass er damals etwas Arschlochhaftes an sich hatte. »Sie müssen dich nicht mögen, es reicht, wenn sie dich respektieren«, sagte er auch zu mir, als ich zweiundzwanzig war und zum ersten Mal an der Uni vor einem Kurs voller Erstsemester stand.

Dass Connie sich so in meinem Vater täuschte und dass sie damit den Mann beschrieb, den meine Mutter vier Jahre später heiraten sollte, gefällt mir an dieser Geschichte jedenfalls immer noch mit am besten.

In der Highschool hatte meine Schwester Casey zwei Bewunderer, die ihr den Hof machten (etwas, das ich mir mit sechzehn noch nicht vorstellen konnte). Als sie uns um Rat fragte, sah meine Mutter sie an und sagte einfach: »Nimm beide.« Wir falteten gerade zu dritt Wäsche in meinem Zimmer.

»Du bist noch nicht alt genug, um dir über eine feste Beziehung den Kopf zu zerbrechen«, meinte meine Mutter und fügte beiläufig hinzu: »Ich bin auch noch bis kurz vor unserer Verlobung mit anderen Männern ausgegangen.«

»Was?«, rief ich. »Aber das war doch nichts Ernstes!?!« Es war halb Aussage, halb Frage.

»Doch«, antwortete sie trocken.

Es war eine Kleinigkeit, eine hingeworfene Bemerkung, doch es war das erste Mal, dass ich die Geschichte hinterfragen musste, die ich seit Jahren rekonstruiert und erzählt hatte. Ich hatte mir immer vorgestellt, dass mein Vater der einzige Mann für meine Mutter gewesen war, und dass sie für ihn ihren Highschool-Freund in die Wüste geschickt hatte. Gab es da wirklich andere Jungen, die im dunklen Kino ihre Hand gehalten hatten? Oder – realistischer, sie war immerhin an der Universität, als sie heirateten – Burschenschaftler bei Saufgelagen? Basketballspieler? Oder sah sie sich einfach gern als eine Frau, die sich alle Möglichkeiten offenhielt? Aber vielleicht dachte sie selbst mit 19 schon zu praktisch, um all ihre Gefühle auf eine Karte zu setzen. Oder vielleicht wollte sie auch nur, dass ihre Töchter so waren.

Das sind die Fakten, so wie ich sie kenne: Meine Eltern lernten sich irgendwann Mitte der 1970er-Jahre an der Pennington Highschool kennen. Meine Mutter war sechzehn, mein Vater zweiundzwanzig. Er war Footballtrainer und Sportlehrer, und es war seine erste Anstellung nach dem Studium. Meine Mutter führte ein Interview für die Schülerzeitung mit ihm, und die beiden waren Freunde, ehe mehr daraus wurde. Mein Vater hatte ein Rendezvous mit meiner Tante Cindy, die zwei Jahre älter war als meine Mutter. Es lief nicht gut. In der Familie erzählt man sich, die beiden seien zu einem Drive-in-Restaurant gefahren und jeder habe gedacht, der andere werde bezahlen. Als die Rechnung kam, hatte keiner genug Geld in der Tasche. Später kam Cindy mit Dan zusammen, er war der Trainerkollege und beste Freund meines Vaters.

Zum Abschiedsball ging meine Mutter mit einem Jungen aus dem Nachbarort Jonesville. Und mein Vater tanzte mit Tante Belinda, die vier Jahre älter ist als meine Mutter. Damals

müssen sie mehr als Freunde gewesen sein, denn nach dem Tanz sagte meine Mutter ihrem Tanzpartner, ihre Schwester habe wohl zu viel getrunken und sie müsse sie nach Hause bringen. Dann schlich sie sich mit meinem Vater davon.

Weil mein Opa in der Armee gedient hatte, konnte meine Mutter nach der Schule ein kleines College in Virginia besuchen. Sie hatte weiter eine Beziehung zu meinem Vater und die beiden heirateten im Sommer nach ihrem zwanzigsten Geburtstag. Es war eine Doppelhochzeit in der Baptistenkirche von Pennington: Mein Vater und meine Mutter sowie Cindy und Dan. Danach gab es im Keller der Kirche eine bescheidene Feier. Wenn ich die Geschichte meinen Schulfreundinnen erzählte, beendete ich sie immer mit einem triumphierenden: »Und dann gab es eine Doppelhochzeit!« Meine Freundinnen liebten dieses Ende.

Meine Mutter schloss das College in einem Sommerkurs ab, und mein Vater bekam eine Trainerstelle in seinem Heimatort, einem kleinen Dorf am Interstate Highway. Meine Mutter verkaufte Anzeigen für eine Tageszeitung der Region und die beiden mieteten ein Haus in der Nähe seines Elternhauses. Meine Mutter erzählte mir, Oma habe sie nicht besonders gemocht, bis ich zur Welt kam, aber zum Glück wurde sie schon nach einem Jahr schwanger.

Mein Vater arbeitete weiter als Trainer und zog von einem Ort zum anderen, bis wir in der Ortschaft landeten, in der ich aufgewachsen bin. Einmal im Jahr spielte seine Mannschaft gegen die von Onkel Dan – das waren meine Lieblingsspiele.

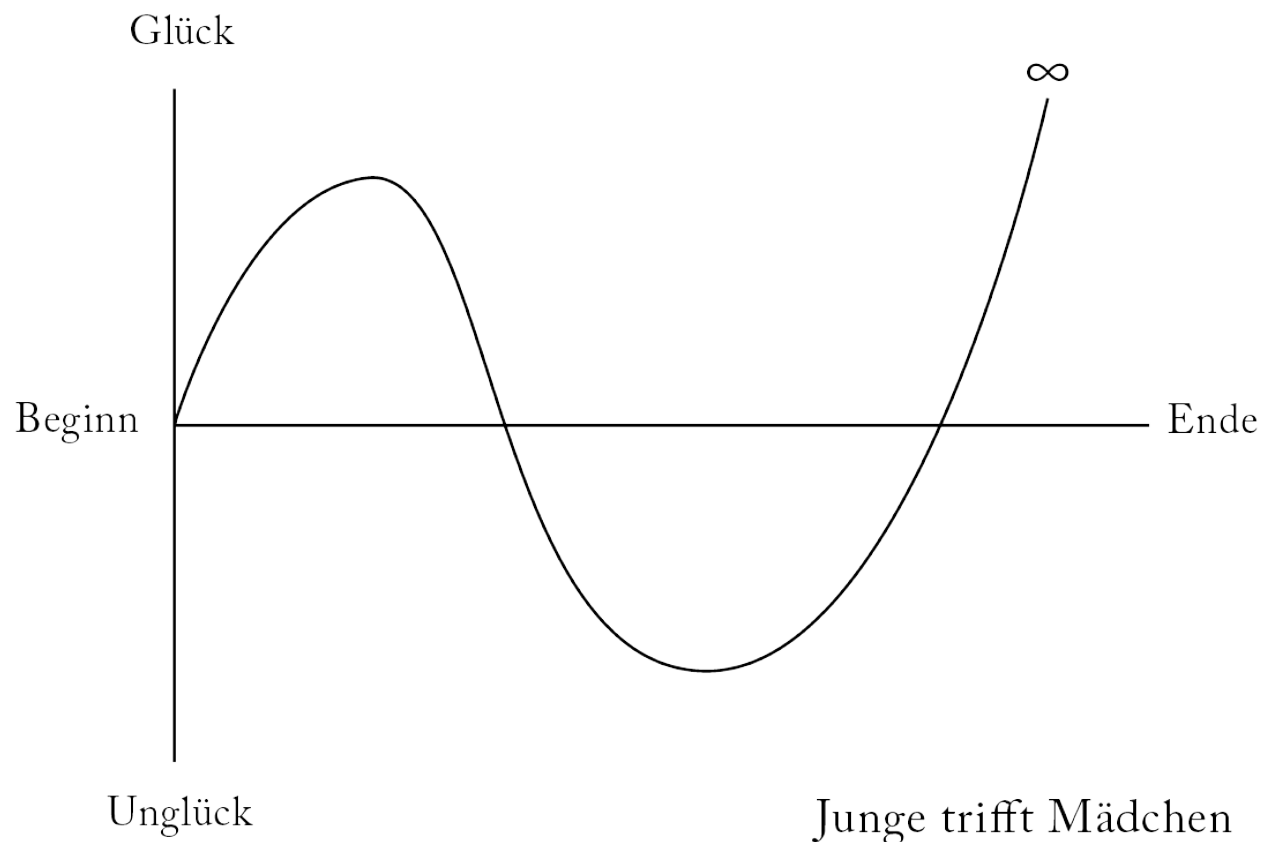
Ich nahm immer an, dass die Geschichte meiner Eltern klare Hinweise dafür lieferte, wohin das Leben sie führen und welche Menschen es aus ihnen machen würde. Aber das glaubte ich schließlich auch von jeder anderen Liebesgeschichte. Im Falle von Cindy und Dan wurde es tatsächlich wahr: Er fand eine Stelle als Trainer und Sportlehrer in einer nahen Kleinstadt und wurde schließlich Schuldirektor. Inzwischen ist er pensioniert, aber er geht immer noch jeden Freitagabend zum Spiel. Cindy fand eine Stelle in einem Bekleidungsgeschäft, und dort arbeitet sie bis heute zum Spaß ein paar Tage in der Woche. Sie zogen in ein kleines Backsteinhaus und wohnen noch immer dort. Einmal im Jahr machen sie Urlaub auf Hilton Head Island, wo sie ihre Flitterwochen verbrachten. Sie haben keine Kinder, doch sie sind verrückt nach ihren Nichten und Neffen. Jedes Jahr ihrer Ehe war ein Abbild des ersten Jahres, mit kleinen Variationen durch gesundheitliche Probleme oder Veränderungen ihrer Lebensumstände. Zumindest von außen sah es genauso aus, wie ich mir eine Ehe immer vorgestellt hatte.

In seinem Buch *The Storytelling Animal* behauptet der Literaturwissenschaftler Jonathan Gottschall, der Mensch habe einen »Erzählsinn«, und das Erzählen von Geschichten sei eine angeborene Fähigkeit. Selbst Grundschülerinnen, die in der Schulkantine zusammensitzen, wissen schon, was eine gute Geschichte ausmacht. Wir wählen sehr genau aus, was wir erzählen und was wir weglassen, ohne lange über die Gründe nachzudenken und oftmals auch ohne es selbst zu merken.

Gottschall bezeichnet sich selbst als Literaturdarwinist, das heißt, er wendet Vorstellungen aus der Evolutionsbiologie auf die Literatur an. Dieser Ansatz hebt

manchmal etwas zu sehr auf das Allgemeine ab und vernachlässigt die (wichtigen) Details, doch er hat einige interessante Thesen darüber aufgestellt, wie und warum wir Geschichten erzählen. Gottschall meint, dass uns Geschichten nur dann gefallen, wenn sie ein Dilemma enthalten. Ein solches Dilemma ist natürlich die Liebe und die Frage, wie man sie findet und festhält.

Der amerikanische Schriftsteller Kurt Vonnegut hat einige Grafiken entworfen, mit denen sich fast jede Geschichte erfassen lässt. In einer Erzählstruktur namens »Junge trifft Mädchen« findet die Hauptfigur (nicht unbedingt ein Junge), etwas, das sie haben will (nicht unbedingt ein Mädchen), verliert es wieder und findet schließlich einen Weg, es zurückzubekommen, und zwar für immer.⁵



Mir gefiel die Schlichtheit dieser Grafik zwar, aber ich war auf der Suche nach etwas Konkreterem. Ich versuchte einen roten Faden zu finden, der sich in fast jeder Liebesgeschichte findet, sogar in denen ohne Happy End. Und in der Tat wurde ich fündig: